

# ***TALiteratur***

**Magazin für Literatur und Kultur aus dem Bergischen Land**

**Nr. 5 \*\*\* Ausgabe 03/2008 \*\*\* ISSN 1865-1143**

**KUNST & MUSEUM**

**"James Ensor"-Ausstellung in Wuppertal**

**TV & DVD:**

**Rome**

**Dexter**

**Star Wars: Clone Wars**

**X-Files: I want to believe**

**BLICKPUNKT: LESEN**

**Ananke**

**Das Gewächshaus**

**KURZGESCHICHTEN UND GEDICHTE**

**von Max Haberich, Susanne Geduhn,**

**Sven-André Dreyer, Vitor Reier**

**und Roman Möhlmann**

**KOMMENTAR**

**Die Krise des Homo Oeconomicus**

**u.v.m.**

**Liebe Leserinnen und Leser,**

herzlich Willkommen zur neuesten Ausgabe unseres Magazins!

Wieder sind ein paar Monate vergangen, die wir genutzt haben, um auf 31 vollgepackten Seiten eine bunte Mischung interessanter Themen aus Kunst und Kultur, Medien und Unterhaltung, Politik und Gesellschaft und – natürlich – der Literatur zusammenzutragen. Wir entschuldigen uns dafür, dass der quartalsweise Erscheinungsrhythmus des Magazins in diesem Jahr leider nicht durchzuhalten war.

Bedanken möchte ich mich an dieser Stelle wie üblich natürlich bei allen Gastautorinnen und -autoren, sowie speziell bei meinem langjährigen Freund Pascal Hugo, der sich neben all der Kultur und dem Entertainment erneut einem interessanten politisch-gesellschaftlichen Thema gewidmet hat.

Was erwartet Sie in dieser Ausgabe?

Einblicke in die **James-Ensor-Ausstellung** des Wuppertaler Von der Heydt-Museums; **Kritiken** zu TV-Serien wie „**Rome**“, „**Dexter**“, „**Star Wars: Clone Wars**“ sowie zum neuen (zweiten) „**Akte X**“-Kinofilm“; kritische Einblicke in Bücher wie „**Ananke**“ von Peter Fischer und „**Das Gewächshaus**“ von Kerstin Fischer; **Gedichte** von Viktor Reier; **Kurzgeschichten** von Max Haberich, Susanne Geduhn, Sven-André Dreyer sowie aus der Feder des Chefredakteurs; und ein spannender Kommentar zur **Krise des Homo Oeconomicus**. gefolgt auch diesmal wieder von einigen „**Worten zum Quartal**“; ich hoffe, diese kurze Zusammenfassung macht Lust auf mehr!

Als Herausgeber möchte ich mich wie üblich an dieser Stelle erneut kurz an interessierte Autorinnen und Autoren wenden und ein weiteres Mal den Aufruf zur **Teilnahme in Form literarischer Texte** wiederholen - damit wir dieses Magazin noch facettenreicher gestalten können!

Abschließend möchten wir allen Leserinnen und Lesern natürlich ein frohes Fest, gesegnete und besinnliche Weihnachtstage und einen guten Übergang ins neue Jahr 2009 wünschen!

In diesem Sinne, **viel Spaß bei der Lektüre** - ob am Monitor oder in ausgedruckter Variante!

Mit den besten Grüßen,

Ihr

**Roman Möhlmann**

## ***Inhalt dieser Ausgabe***



### **Blickpunkt: Kunst & Museum**

„James Ensor“-Ausstellung in Wuppertal	4
--	---

### **Blickpunkt: TV & DVD**

TV & DVD: Rom	6
TV & DVD: The X-Files – I want to believe	6
TV & DVD: Dexter	7
TV & DVD: Star Wars – The Clone Wars	7

### **Blickpunkt: Lesen**

Rezension: Peter Fischer, „Ananke. Lyrik“	8
Rezension: Kerstin Fischer, „Das Gewächshaus“	9

### **Kurzgeschichten und Gedichte**

Vollendete Schöpfung von Max Haberich	10
Das Parfum von Max Haberich	13
Im Rahmen der Rücksicht von Susanne Geduhn	16
Langsamland von Sven-André Dreyer	21
Der Aurora-Befehl (Teil 5) von Roman Möhlmann	22
Puppentheater von Viktor Reier	27
Jugend von Viktor Reier	27
Wortbonbon von Viktor Reier	27

### **Blickpunkt: Kommentar**

Die Krise des Homo Oeconomicus von Pascal Hugo	28
Worte zum Quartal von Roman Möhlmann	30

## „James Ensor“-Ausstellung in Wuppertal

von Myriam Konrad und Roman Möhlmann

Vom 12. Oktober 2008 bis zum 8. Februar 2009 ist im Wuppertaler Von der Heydt-Museum die Ausstellung „James Ensor – Schrecken ohne Ende“ zu sehen. Hält der Titel, was er verspricht, und viel wichtiger: Wie ist er gemeint...?

### Zur Ausstellung:

Der belgische Künstler James Ensor (1860-1949) wird vom Museum als Geheimtipp eingestuft: Ensor als Maler und Komponist, der große Bedeutung nicht nur für seine Zeit, sondern bis in die Gegenwart hat. Das Museum will hier eine Forschungslücke schließen.

Ensors Werke geben Kennern und Deutern immer wieder neue Rätsel auf, die Betrachtung der zum Teil in der Tat gewöhnungsbedürftigen Bilder soll beim Betrachter ungläubiges Staunen oder gar blankes Entsetzen auslösen. Zusätzlich zu Ensors bizarrem Oeuvre bemüht sich das Projekt, auch Werke enger Freunde Ensors – wie Fernand Khnopff, Félicien Rops, Leon Spilliaert, Guillaume Vogels – zu zeigen, mit welchen Ensor in Künstlervereinigungen wie „L'Essor und „Les XX verkehrte. Die Ausstellung strengt sich an, dem Frühwerk Ensors und dem künstlerischen Umfeld, in dem dieses entstand, großen Raum zu widmen.



### Zu Ensor:

Ensor, der als großer Sonderling galt, konnte dennoch zahlreiche Künstler seiner Zeit mit seinen symbolistisch aufgeladenen Werken, die wie Bebilderungen von Fällen der frühen Psychoanalyse scheinen wollen, beeindrucken und zu Ausflügen ins Reich des Grotesken und Absurden verführen. Skelette, Masken, Fratzen, sie gehören zu den Stilmitteln Ensors.

Der Maler erhielt Besuch von zahlreichen Künstlerkollegen, hielt gerne Hof und inszenierte sich als Außenseiter und verkanntes Genie. Frühe Besucher in Ensors Haus und Atelier in Ostende waren die deutschen Expressionisten Emil Nolde und Erich Heckel, in deren Werken sich deutliche Reflexe dieser wichtigen Begegnung finden lassen.



Beeindruckt von Ensors Werk zeigten sich aber auch Künstler wie Wassily Kandinsky, Gabriele Münter, Edvard Munch, Paul Klee und später Pierre Alechinsky oder Asger Jorn. Ein Abschnitt unserer Ausstellung widmet sich der Beziehung zwischen Ensor und den surrealen Welten von Max Ernst, Dali oder Dubuffet.

Auch die Kunst der Dadaisten und genauso die kühle „Neue Sachlichkeit der 20er Jahre“ verdanken Ensor wichtige Impulse. Welche Rolle Ensor noch heute für die zeitgenössische Kunst spielt, zeigt sich darin, dass sich gerade jetzt wieder Gruppen wie „Raindrops oder „Bonjour Mr. Ensor zusammenfinden, um in Reaktion auf diesen Ausnahmekünstler neue künstlerische Formulierungen zu suchen.

**Kritik:**

Ensor war ein sonderbarer „Vogel“, ein Unicum unter seinen Zeitgenossen und sicherlich bis heute, soviel scheint klar. Sein frühes Werk beweist auch Nicht-Fans des Skurrilen, Comic-haften, Bizarren sein handwerkliches Können. Ensor ist einen Blick wert – und unbedingt auch einen zweiten, daran besteht keinerlei Zweifel. Woran man ab und an zweifeln darf, ist dagegen leider die Ausstellungskonzeption des Von der Heydt-Museums. Natürlich muss man dankbar sein und die Verdienste des Museum anerkennen, überhaupt solch prominente Ausstellungen im schönen Bergischen Land abzuhalten. Dennoch muss ein wenig angebrachte Kritik erlaubt sein, die sich in drei Punkten hauptsächlich auf einige übliche kleine Von der Heydt-Krankheiten bezieht, die man schon kennt und die hier nur besonders auffallend auftreten: So scheint bei manchen der zusätzlich (wohl, weil sie ohnehin im Museum beheimatet sind) in die Ausstellung geworfenen Bildern der direkte Bezug zum Thema doch etwas konstruiert und überstrapaziert; die erläuternden Texte an den Wänden sind zwar stets gut gemeint, sorgen in ihrer öfters doch zu theoretischen und pseudo-analytischen Natur jedoch manchmal eher für Verwirrung denn für Verständnis und könnten ob ihrer Formulierungen dazu beitragen, die zweifelhafte, auf „abgehoben“ gestempelte Reputation von Kunstwissenschaftlern beim „kleinen Mann“ unnötig unterstützen; zuletzt stößt ein rein ausstellungspädagogisch-technisch bedingter Faktor störend auf: Der unmotiviert erscheinende Wechsel zwischen chronologischer und thematischer Ausrichtung des Ausstellungsverlaufs irgendwo in der Mitte trägt nicht gerade dazu bei, die Rezeption des ohnehin nicht einfach zu „genießenden“ Ensor-Werkes zu erleichtern.

Dennoch: Das Wuppertaler Von der Heydt-Museum bietet mit seiner Ensor-Ausstellung zwar nicht „Schrecken ohne Ende“, jedoch einen lohnenswerten Einblick in das Schaffen eines ungewöhnlichen belgischen Künstlers...!





## TV & DVD: Rome

von Roman Möhlmann

### Der Anfang vom Ende: Elementare Jahre der Geschichte des antiken Roms als großangelegte Drama-Serie – zurecht ein grandioser Erfolg



Nur selten stößt man auf Kino- oder Serienproduktionen solcher Qualität: „The Shield“ und die aktuelle Neuauflage von „Battlestar Galactica“ gehören dazu, oder nach wie vor „Lost“. Auch „Rom“ (OT: „Rome“) zählt zur absoluten Königsklasse filmischer Produktionen: Geschichtsstoff als großartige Drama-Serie, glaubhaft, ehrlich, bodenständig, mit superben Darstellern, elitärerer Drehqualität, überlegenen Drehbüchern und Dialogen sowie toller Musik und realistischen Kulissen – besser geht es nicht. Statt der unwirklichen Romantik manch idealisierender Antikfilme zeigt „Rom“

ein realitätsgetreues, schmutziges, morbides Imperium, mit komplexen Liebes- und Ränkespielen, die die Geschichte prägen. Die Serie nimmt sich einige künstlerische Freiheiten, um spannende Handlungsbögen vom Fall Galliens über Cäsars Ermordung bis zum Aufstieg des jungen Augustus zu kombinieren mit persönlichen Schicksalen ausgewählter Hauptfiguren. So stehen nicht nur Cäsar, Cicero, Pompeius, Octavian, Cleopatra und Marc Anton im Mittelpunkt, sondern auch die Legionäre Vorenus und Pullo sowie Familien verschiedenster Herkunft. Und das Konzept „Authentizität statt übertriebener Akkuratheit“ geht auf: „Rome“ ist ein spannendes, hochanspruchsvolles, hartes, visuell betörendes und manchmal humorvolles, zurecht mehrfach ausgezeichnetes Stück cineastischer Kunst, das man unbedingt gesehen haben sollte.



## TV & DVD: The X-Files – I want to believe

von Roman Möhlmann

### Revival eines Klassikers: Mulder und Scully geben sich auf der großen Leinwand ein zweites Stelldichein – leider mit Schwächen

Die „X-Files“ (hierzulande „Akte X“) sind ein Klassiker der 90er und frühen 2000er Jahre, keine Frage. Die Abenteuer um die beiden Außenseiter-FBI-Agenten Fox Mulder und Dana Scully gehören zum besten, was die TV-Landschaft bislang hervorgebracht hat: Spannende und anspruchsvolle, toll gedrehte Mystery-Stories, dafür standen seit jeher die „X-Files“, die zudem das Konzept drohender außerirdischer Invasionen sowie dunkler Verschwörungskreise zur Perfektion geführt haben. Der neue – zweite – abendfüllende Kinofilm des Franchises bewegt sich Jahre nach dem Auslaufen der Serie nun abseits der etablierten Mythologie im kleineren Rahmen einer Stand-alone-Handlung und präsentiert eine abgeschlossene Geschichte um Frankenstein-hafte Menschenversuche und einen pädophilen Priester mit Visionen, die in Zusammenhang mit dem Fall stehen.



Vorweg: Der Streifen ist noch immer „Akte X“, darum ist er auch noch immer ansehbar. Aber er hat Schwächen. Die liegen in der müden Gangart des Films begründet, der einfach nicht so richtig Fahrt aufnehmen will; in der recht belanglos ausgeführten Grundhandlung; in dem akuten Mangel wahrhaft Mystery-artiger Komponenten; und in dem Gefühl, dass das gesamte Grundsetting nicht mehr allzu gut in die etablierte Serienkontinuität passen will. Trotzdem hat der Film ein paar nette Momente – leider nicht genügend, so dass er qualitativ leider nicht die Serie heranreicht... schade. Die Hoffnung auf einen weiteren – besseren – Kinofilm bleibt trotzdem.



## TV & DVD: Dexter

### Eine wahrhaftige Killer-Serie – oder nur ein Serien-Killer unter vielen?

Die Prämisse klingt vielversprechend: Dexter, die Hauptfigur der neuen gleichnamigen US-Serie, ist tagsüber ein ambitionierter, auf Blut spezialisierter Forensiker der Miami Date Gerichtsmedizin – und des Nachts lebt er ein eigenes Leben als Serienkiller, der Verbrecher meuchelt, die es irgendwie am Justizsystem vorbei geschafft haben.



Diese spannende Ausgangssituation ist jedoch leider auch das beste an „Dexter“ – denn das vermeintlich kontroverse, provokante und diskussionsanregende Vorhaben geht nicht auf. Die Szenarien



sind niemals so skandalös, wie es uns weißgemacht werden soll, der Charakter und die Entwicklung der Hauptfigur sind niemals so eklatant neu und überraschend, wie sie wirken sollen, und die unspannende, gähnend vorhersehbare Rahmenhandlung um den sogenannten „Kühlasterkiller“ will auch nie so recht zünden.

Dazu kommen hanebüchene Drehbücher, schwach gecastete Rollen, nervige Darsteller und eine viel zu konventionelle Drehart. Einzig der grandios gefilmte Vorspann, einige Flashbacks und der bemühte Hauptdarsteller Michael C. Hall können überzeugen – für langfristige Motivation sorgt das allerdings nicht.

---

## TV & DVD: Star Wars – The Clone Wars

### Eine neue Serie aus dem Star-Wars-Universum – bunt und... zu bunt...



Die Prämisse mag auch hier recht vielversprechend klingen: Eine CGI-, also per Computereffekten generierte TV-Serie soll das bunte Star-Wars-Universum nach den Wünschen von Macher George Lucas weiter ausbauen – und die vielzitierte Ära der Klonkriege näher beleuchten.

Das Problem – und Puristen werden es ahnen: Lucas' Fixierung auf Franchise-Absätze und ein jüngeres Publikum verhindern, dass hier ernsthafte Geschichten erzählt werden. Jetzt sind natürlich auch die „Star Wars“ Kinofilme kein Shakespeare, die klassische Trilogie und zumindest Episoden II und III der Prequel-Reihe haben dennoch hoch unterhaltsame, interessante Science-Fiction-/Fantasy-Geschichten zu erzählen vermocht. Die einst legendären Klonkriege, bereits in der gleichnamigen Anime-Serie (und hier besser und inhaltlich füllender) thematisiert, werden in der neuen CGI-Serie zu einem bunten Spielplatz von belanglosen popcorn- und vermeintlich kinder kompatiblen Pseudo-Handlungen, in denen alberne Merchandise-Artikel durch noch albernere Storys hüpfen und dabei spannend sein wollen. Für Hardcore-Fans von „Star Wars“ mag das ganze natürlich noch eine gewisse Attraktivität haben – alles in allem haftet der Produktion aber eine nervtötende Billigkeit und Überflüssigkeit an.



## Rezension: Peter Fischer, „Ananke. Lyrik“

Rezension von Roman Möhlmann

Wie bespricht man einen Gedichtband? Diese Frage stellen sich Rezensenten seit Jahrhunderten. Mehr als jede andere literarische Gattung entzieht sich die Lyrik oftmals jedweder Objektivität einer kritischen Würdigung, da sie noch weitaus intensiver als andere Disziplinen der Schreibkunst sich dem Zeitgeist, der Kunst als Form und nicht zuletzt dem immer subjektiven, persönlichen Geschmack verschrieben hat.

Der Bremer Lyriker und Schriftsteller Peter Fischer springt hier mit seinem neuen Werk „Ananke“ in eine willkommene Bresche: Ihn interessieren nicht die Abhandlungen der Rezensenten, sondern die Lyrik als kraftvolle, ausdrucksstarke Kunstform an sich. „Ananke“, ein Begriff der griechischen Mythologie, bezeichnet das personifizierte Schicksal. Und um nichts weniger als universelle Gefühle, Gedanken und Schicksale geht es Peter Fischer. Wo andere Lyriker dem vermeintlichen Zeitgeist entsprechend sich heute in den so genannten „Poetry Slams“ in der U-Bahn entstandene Gefühlshülsen an die Köpfe werfen, betreibt Fischer noch fundamentale, ambitionierte Lyrik in moderner wie klassischer Vollendung. „Schmale Pfade“, „Zeitfragen“, „Kindheit“, „Herbst“ oder „18 Jahre später“ sind klangvolle Namen einiger Gedichte seines 64-Seiten starken Bandes, doch die Titel lassen nur im Ansatz die Tiefe erahnen, mit denen Fischer die Verse füllt. Als geübter Wortkünstler und renommierter Lyrik-Preisträger vermischt Fischer gekonnt Motive klassischer Mythologie mit solchen des modernen Lebens und Denkens und würzt sie mit tief greifenden Fragen, Gedanken und Überlegungen. Übrigens lässt Fischer auch seine ungeübten Leser nicht im Regen stehen: Hilfreiche Erläuterungen am Ende des Buches lassen beim zweiten Lesen oftmals ganz neue Betrachtungsweisen zu.

Nun mag auch „Ananke“ nicht jedermanns Geschmack treffen – wer jedoch an mutiger, intensiver Lyrik hohen Anspruchs und großer Klasse interessiert ist, sollte unbedingt einen Blick in diesen mit interessanten Holzschnitt-Abbildungen verfeinerten Gedichtband werfen.

---

Peter Fischer  
„Ananke. Lyrik“  
Ludwigsfelder Verlagshaus  
1. Auflage, Ludwigsfelde 2008  
66 Seiten  
11,80 €





## Rezension: Kerstin Fischer, „Das Gewächshaus“

von Roman Möhlmann

Hoffnung und Sehnsucht, innere wie äußere Schönheit, die viel zitierte Suche nach sich selbst: Das sind die Themen der romanhaften Erzählung „Das Gewächshaus“ der poetisch versierten Bremer Autorin Kerstin Fischer.

„Als Sophia vier Jahre alt war, verkündete sie ihrer Mutter, sie habe keine Angst vor dem Tod.“ – Mit diesem seltsam anmutenden wie auch verheißungsvollen Satz beginnt die Geschichte um die junge Studentin Sophia, deren Schicksal und Erlebnisse den Mittelpunkt des Romans bilden. Der Tod als Allgegenwärtigkeit des Lebens einer aus Ostpreußen vertriebenen Familie bilden den Hintergrund für die sich fortan entwickelnde Geschichte, die die Protagonistin rasch in eine tiefe Sinn-Krise stürzt: Ihre Magersucht. Ausgehend von der Betrachtung eines Gemäldes mit dem bedeutungsschwangeren Titel „Hope“ lässt die Autorin ihre vom Schicksal gebeutelte Heldin anhand von Erinnerungen und Rückblicken die Schattenseiten ihres jungen Lebens erneut erleben und erleiden – die einfühlsame, glaubwürdige Schilderung ihrer Magersucht fungiert dabei als begleitender, metaphorischer roter Faden.

Autorin Kerstin Fischer hat sich viel vorgenommen mit ihrem „Gewächshaus“, und dank ihres wundervollen Schreibstils und der eindringlichen Erzählweise hat sie auch Erfolg. Die Erzählung präsentiert sich als stimmige Mischung ihrer Ebenen: Die Entdeckung der jungen Liebe und Sexualität, die tragische Vergangenheit, das fordernde universitäre Leben, die Krankheit, die zahlreichen literarischen und künstlerischen Zitate und Anspielungen – alles harmoniert einfach außerordentlich gut miteinander.

Jedem, der Lust hat, einem jungen Mädchen auf eine äußerst intime, melancholische Seelenfindung zu folgen, sollte sich der Lektüre von Sophias Erlebnissen widmen.

---

Kerstin Fischer  
„Das Gewächshaus“  
Ludwigsfelder Verlagshaus  
2. Auflage, Ludwigsfelde 2007  
104 Seiten  
13,80 €



## Vollendete Schöpfung

*von Max Haberich*

Es lebte einst in der Dresdner Neustadt, lange Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, ein Maler. In dem Stadtteil, in dem er lebte, war er für seine bittere Armut bekannt, aber auch für die einzigartige Schönheit seiner Gemälde. Wie kein anderer verstand er es, Emotionen mit ihren hundert unterschiedlichen Tönungen und Schattierungen in Farben umzuwandeln, ebenfalls in unzähligen schillernden Variationen. Seine Bilder wurden zu einem abstrakten Tanz oder sogar einem Kampf der Farben, zu einem riesigen bunten Eins, einem wilden, mysteriösen Farbsturm im Betrachter Empfindungen auslösend, den er nicht erklären konnte, aber schön fand, wie es bei jedem guten Kunstwerk geschieht.

Das Atelier des Malers, eine winzige Dachkammer, war so reich wie kein prunkvolles Schloß, denn dort lag und stand überall, auf Papierbögen festgehalten, pures Glück und Freude. Das Bild war zuerst ein fröhliches Zusammenspiel aus Gelb- und Rottönen, die zunächst – man konnte den Anfangspunkt eigentlich nicht definieren, weil sie so sanft und fein aus der hellen, weißen Leere hervorquollen – langsam, zögernd einen Halt suchten. Dann aber wurden sie gewagter, spritzten hier und da überschwenglich über ihre Grenzen hinaus, wurden größer, wilder, stärker und vermischten sich schnell und unkontrolliert zu einem zügellosen, schäumenden Gemisch, das in einem ungezähmt tobenden aber zugleich feinen und noblen Orange mündete, und nach dem Ausbruch zügelloser Leidenschaft wieder sanft vor sich hinplätscherte, um noch einmal von vorne zu beginnen. In einem anderen Bild gingen ähnlich kräftige Töne geschmeidig wie Seide über in Blau und Grün, welches vom Rot getrennt und doch nicht getrennt war. Diese Naturfarben, simpel, wie sie waren, umspielten einander in einer Symphonie der Farbenpracht – viele der einfacheren Betrachter sahen darin einen Wald oder eine Wiese mit einem See in wunderbarem, natürlichem Einklang. Zahllose Kontraste waren in diesen Bildern in gemeinsamen Schaffen vereint und existierten glücklich nebeneinander.

Doch nicht nur Freude fand sich bei ihm, sondern auch der süße Schmerz, nicht bei einer Geliebten sein zu können, aber dennoch zu wissen, daß sie einem ganz gehört, diese Liebe durch viele Wände hindurch; ebenso wie blinde Leidenschaft und Begehren, ein wilder Urtrieb, der nicht gezügelt werden konnte; Freundschaft, innigste Güte, die in schwarzrotem Zorn endete, und Wut in ihrer reinsten und ungebändigten Form – ein Bild, vor dem der Maler häufig selbst erschrak: Blinder Hass, unbegründet und mächtig, in der dasselbe Rot der Freundschaft verwendet, aber mit weitaus kräftigeren Pinselstrichen und dickerem Farbauftrag gemalt war, zusammen mit überwältigender und frustrierter Trauer. Diese Gefühle besaßen ebenfalls das Blau der Liebe, doch hier schien es ein anderes, dunkleres, tieferes Blau. Der Maler war ein in seiner Zeit einzigartiger Künstler.

Dieses seltsame Wesen, voller Talent und schöpferischem Drang, der die Kunst verstand und die Welt aus einer einmaligen und seltenen Perspektive sah, verdankte seine Existenz nur der Großzügigkeit des Gastwirtes, der in einem schönen, alten Fachwerkbau aus dem 17. Jahrhundert vor des Malers Wohnstube seine Gaststätte hatte. Der Wirt ließ ihn gemäß einer Vereinbarung auch dort essen, wonach der Maler ihm immer mal wieder ein Bild schenkte, das ihm gefiel.

Oft knüpfte der großherzige, dicke Mann, der einen mächtigen orangenen Bart besaß, ein Gespräch mit dem Maler an, erkundigte sich nach dem Fortschritt seines neuesten Werkes und ließ es sich auch gerne zeigen. Zwar konnte er nichts aus den Bildern schließen, er war kein Mann großer Gedanken, doch sie gefielen ihm, und er konnte den anderen Gästen immer das Neueste von seinem Freund erzählen, der als

Original und Unikum inzwischen zur Wirtschaft gehörte wie die Einrichtung. Inseheim schätzte er sich glücklich, einen Maler schöner Bilder als Stammgast unterhalten zu können.

Nun geschah es aber, daß der Künstler gerade ein Portrait der Trauer und des Schmerzes vollendet hatte, welches er gerne als vollkommene, pure Depression mit Übergängen zurück zur Melancholie gesehen hätte, aber es fehlte etwas. Irgend ein kleiner, ganz kleiner Pinselstrich, eine minimale Farbänderung würde das Gemälde vollenden, dachte sich der Maler.

Er konnte aber nicht genau sagen, ob es das wirklich war, er spürte bloß tief in sich eine Unruhe, als ob das kleinste Kapillargefäß um einen Millimeter verschoben worden war, eine Unruhe, die ihm sagte, daß etwas nicht stimmt und nicht fertig ist. Er begann ein zweites Bild. Nach Wochen hatte er den letzten Pinselstrich getan, doch wieder quälte ihn etwas Unantastbares, Störendes. Wieder begann er ein Gemälde, denn er fühlte sich dem Ziele, der Vollendung schon sehr nah, doch auch nach diesem Bilde hatte er die Darstellung vollkommener Trauer nicht erreicht. Auch viele weitere Tage kam er nun nicht aus seinem Kämmerlein, und der Wirt machte sich Sorgen um seinen verlorenen Gast. In dem Atelier stapelten sich nun schwarz-blau-lilane Leinwände, die dem Maler in den Kopf drangen. Vollendung, Vollendung war sein einziger Trieb.

Da plötzlich, als hätte ihn jemand geohrfeigt, ließ er nach Tagen und Nächten der rastlosen, mit krankhaftem Eifer verfolgten Arbeit den Pinsel fallen und starrte von der Staffelage auf. Der Künstler sah aus dem Fenster, hinter dem sich endlos weit grauer Himmel erstreckte, und an das der Regen bizarre, schiefe Linien gezeichnet hatte. Dann sah er, sein Kopf wie von einer unsichtbaren Hand bewegt, auf den Boden, auf dem sein Pinsel beim Aufprall zwei sich schneidende schwarze Striche gespritzt hatte. Und plötzlich kam ihm die Erleuchtung: Er wußte, wie er vollkommene Trauer erschaffen konnte.

Alle Gefühle, die er bisher gemalt hatte, hatte er selber einmal gekannt, und trotz manchen Rückschlags war ihm wahre Bestürzung, trotz seiner Armut war ihm eindringender Trübsinn fremd gewesen. Doch nun leuchtete es hell in seinem Kopfe. Diese zwei Striche auf dem hölzernen Boden erinnerten ihn an die Schußwaffe, die der Wirt für Notfälle in seinem Zimmer aufbewahrte. Das war es, so würde er es schaffen.

Unverzüglich machte er sich zum Wirtshaus auf, merkte den gießenden Regen und die durchnästen Kleider, die ihm am Körper klebten, kaum, erwiderte nur abwesend den überraschten, freudigen Gruß des Wirtes und teilte ihm mit, er müsse kurz in dessen Zimmer, er habe dort etwas, was er für sein nächstes Werk benötige. Der Wirt stimmte zu, und sein Bart bebte vor Glück darüber, dem Künstler beim Schaffen helfen zu können.

Wenige Minuten später verließ der Maler das Lokal und ging nun leise und unauffällig, fast schleichend wie ein schwarzer Nachtschatten, durch die engen Gassen des Armenviertels. Endlich wurde er fündig: Er sah an einer Ecke eine dürre Bettlerin mit ihrem Kinde sitzen, beide in den schäbigsten Lumpen gekleidet. Und ohne zu denken, in einem kurzen Ausbruch delirischer Freude, endlich seinem bei seinem Ziel angelangt zu sein, zog der Schaffende die Pistole und gab zwei Schüsse auf die alte Frau ab. Er ließ die Pistole fallen und lief, mit vor Aufregung heißer Stirn, auf die Erschossene zu, besann sich aber nach wenigen Schritte und blieb stehen. Und der Maler empfand. Er spürte ihr schmerzverzerrtes Gesicht, obwohl er es nicht sehen konnte, er fühlte ihre ungeheure körperliche Pein und die immense geistige Qual, spürte, wie sie, keine Kontrolle mehr über ihren Körper habend, nach vorne kippte mit zugekniffenen Augen, spürte, wie Gedanken und Sorgen durch ihren Kopf rasten, was nun mit dem Kind geschehe, spürte die Überraschung, das Erschrecken und den Schock des Kindes, das erst begriff, was passiert war, und spürte, wie sich alles Denken im Kopfe der Frau in grauen Nebel verwandelte und sich dann für immer in einem schwarzen Abgrund verlor.

Der Maler lief nach Hause und schuf. Er kreierte, jedes Blutgefäß von Inspiration erfüllt, seine größte Komposition, mit Blau, Schwarz, Grau, einem düsteren Braun und sogar einer Idee finsteren Rots. Er

hatte noch nie so schnell gemalt, nach einer Stunde war das Bild fertig. Und das war es nun, fühlte der Maler, daß war die vollendete Schöpfung. Zufrieden legte er den Pinsel ab, lehnte sich zurück und stieß einen Seufzer aus, wie nach einer körperlichen Anstrengung.

Genau in dem Moment wurde die Tür zu seinem Kämmerchen grob aufgetreten, und zwei Wachsoldaten kamen herein. Völlig verblüfft schaute der Künstler sie an, war aber zu erstaunt und schwach, um sich zu wehren. Man zog ihn durch die Straßen vor das wütende Volk, das sich um die Leiche der alten Frau gesammelt hatte, das ihn bespuckte und ihm Beleidigungen zuschrie. Nach zwei Tagen im Gefängnis wurde der Maler auf einen großen Platz gebracht; die Sonne schien wunderschön und sommerlich auf ihn herunter. Dort wurde er von Grenadieren des Fürsten erschossen.

Was geschah mit dem Werk, dem Vollkommenen? Das ist, wie die anderen Bilder des Künstlers auch, versteigert worden. Die Käufer haben sich in ganz Deutschland und im Ausland verteilt. Und weil diese Ereignisse schon um mehr als zweihundert Jahre zurückliegen, weiß, wo sich das letzte Bild befindet, heute niemand mehr.

## Das Parfum

*von Max Haberich*

Noch während ich diese Zeilen schreibe, strömt mir dieser Duft in die Nase. Woher er kommt, weiß ich nicht – irgendwo aus den Tiefen des Hauses, an irgendeinem verborgenem Gegenstand haftet er. Jeder, dem schon einmal ein künstlicher Geruch in die Nüstern gestiegen ist, den ein Mensch angefertigt hat, um zu gefallen und zu becirren, kennt seine Betörungsgabe, seine Macht. Ein Parfum erinnert an vergessene Begebenheiten, Räume und Personen, er erfüllt einen mit Glück und Handlungswillen. In dieser Hinsicht der Musik recht ähnlich. Aber er kann dich auch berauschen, stärker als Alkohol! Nicht zufällig, glaube ich, ist dieses Distillat auch immer unter den Zutaten des artifiziellen Aroms. Mir ist vor nicht allzulanger Zeit eine wundersame und noch nach Trauer duftende Geschichte widerfahren, von der ich nun berichten möchte.

Katharina Merton war ihr Name. Ihre Familie stammte väterlicherseits aus England. Nun, mit der Liebe hatte ich bisher ein sehr merkwürdiges und distanziertes Verhältnis. Ich verspürte mit acht Jahren bereits starke Zuneigung zu einem gleichaltrigen Mädchen, welches ein bildschönes, reines Kindergesicht und dunkelblondes Haar besaß, welches sie zu kunstvollen Zöpfen zu flechten verstand. Es war wohl allein das äußere Erscheinungsbild, das jenes durchdringende Gefühl in mir hervorrief, verbunden mit der femininen Fremdheit und Erhabenheit, mit der sie sich verhielt. Wir besuchten einander, um an Hausaufgaben zu arbeiten und küßten einander mit kurzen Kindesküssen halb wild. Eines Nachts schlief ich sogar bei ihr, was unsere Eltern, unser Alter bedenkend, mit klarem Gewissen zuließen. Jene Nacht war durchsät von Küssen, und wir verbrachten sie in des anderen Arm. Das war aber schon der Gipfel in jenem eigenartigen Verhältnis gewesen. Schon am nächsten Morgen empfand ich Abscheu und Reue, und wollte fortan nichts mehr von ihr wissen.

Nach dieser bizarren Affäre, die Jahre meiner frühen Jugend hindurch, enthielt ich mich der Liebe, ja Mädchen allgemein, bis ich mit siebzehn einstmals wieder das süße Glück der tieferen Konversation mit einem weiblichen Wesen erfuhr. Dennoch fühlte ich mich in gewisser Weise dem anderen Geschlecht entfremdet, erreichte wenig mehr als dieses Gespräch und harrete eines Mädchens, welches meine Interessen teilte. Wie selten, wollte es mir scheinen, war ein solches Geschöpf! Trotzdem fand ich sie.

Ich machte also nach meiner von selbstaufgelegten Leiden erfüllten Adoleszenz die Bekanntschaft Katharinas. Sie war nicht sonderlich hübsch, doch ging von ihr immer ein verlockender Dufthauch aus, in welchem etwas Herbes und etwas Sanftes, dezidiert Feminines lag, etwas Reizvolles und zugleich Vornehmes. Dies paßte, wie ich fand, überhaupt nicht zu ihr, und ich widerstrebte dem Einfluß des betörenden künstlichen Mittels auf meinen Verstand – insbesondere, da sie in meinen Augen nicht hübsch war.

Doch durch häufigen Umgang mit einem gemeinsamen Freund sah und sprach ich des öfteren mit ihr. Ihr Aussehen verlor zunehmend an Bedeutung, und auch wenn sie mir von Besuch zu Besuch nicht gerade schöner schien, so doch wenigstens angenehmer – ihr Äußeres störte mich nicht mehr. Und ihr Parfum! Gegen diese Sinneslust begehrte ich nicht mehr auf. Ich begann, sie zur Begrüßung zu Umarmen und dann sogar zu auf beide Wangen zu küssen, bloß um jenem Lockmittel so nah wie möglich zu kommen. Auf Partys setzte ich mich immer neben Fräulein Merton, und als der Abend fortschritt, lehnte ich meinen Kopf an ihre Schulter, um von ihrem Hals Versuchung zu atmen.

Zu gleicher Zeit nahm ich immer mehr von ihrer einzigartigen Persönlichkeit wahr. Sie war aufrichtig und machte sich nicht lustig über die naiven Vorsätze und Passionen meiner Jugend. Sie teilte mir ihre Ansichten über gemeinsame Bekannte in recht intimem Grade mit, und weil das Parfum mitklang, schienen sie mir wie große und schöne Geheimnisse. Wir sprachen auf Englisch, welches ich bei regelmäßigen Besuchen in London und Oxford angeeignet hatte, und sie freute sich, sich in ihrer Muttersprache unterhalten zu können. Damit konnte ich auf besagten Feiern, auf denen alle Welt deutsch sprach, für die restliche Gesellschaft unverständliche Konversation mit ihr führen und scherzen; und diese Vertraulichkeit, die nur wir teilten und die uns von den anderen abgrenzte, wurde durch die Verlockungsgabe ihres Duftes nur vertieft, nur edler und schöner.

So dauerte es nicht lange, als sich Berührung und Nähe aufgrund jenes herrlichen Geruches steigerten, bis sie ein gemeinsames Abendessen vorschlug. Mich erfüllte ein Gefühl von Spannung und Freude bei dieser Entwicklung, eine prickelnde, neuartige Freude, denn ich hatte das Bewußtsein, daß man das Interesse einer jungen Frau erregt hatte, mit meinen siebzehn Jahren noch nicht gekannt. Nun geschah es, freute ich mich! Ich sann nach über die Eleganz, Erhabenheit und erregende Fremdheit des weiblichen Wesens, und durch meinen Kopf schwirrten Bilder von Feiern, Konzertbesuchen oder einem einfachen Spaziergang in Begleitung einer kultivierten, attraktiven jungen Dame.

Jenes Abendessen war, wie sollte es anders verlaufen, reich an Gelächter, Gespräch, und Glück. Ich hätte am liebsten neben Katharina, statt ihr gegenüber, gesessen, drängte zum Verlassen des Restaurants, nachdem wir zuendegespäst hatten und stürzte, als es endlich so weit war, an ihre Seite, um mein Gesicht an ihren Hals zu schmiegen. Eng eingehakt, bloß nah an diesem Duft, an dieser wunderbaren, weiblichen Haut spazierten wir durch die nächtliche Stadt. Ich kann nicht sagen, ob es der schwere Wein, die aufregende Verschleierung der Nacht oder tatsächlich etwas wie Liebe war, was uns beiden den ersten Kuß entlockte, wonach ich nicht aufhören konnte, die Personifikation des Parfums mit Liebkosungen und Zärtlichkeiten zu überhäufen.

So beglückte mich dieser Abend, dieser Kuß, selbstverständlich; aber ich war mir nicht im Klaren darüber, ob ich wirklich diese vielbesungene Emotion, Liebe, für Katharina empfand. Schon einige Nächte zuvor, als die dunklen Schränke, Regale, und Stühle ihre fahlen Schatten ins Zimmer warfen, schlich sich Katharinas Wesen in meinen Kopf und regierte über ihn. So sehr mußte ich an gemeinsam Erlebtes, an ihre Art, denken, daß es mir den Schlaf stahl. War das Liebe?

Es war wunderbar, wie sie ihre Zuneigung zu mir vor anderen deutlich machte, mich Kosenamen rief und wie man zu munkeln anfing, daß uns etwas innigeres als Freundschaft verband – mir gefiel das alles sehr. Wir zogen das Alleinsein der Gesellschaft der anderen vor, und waren bei jedem Zusammensein von dem Wunsch erfüllt, die intensive Abendsstimmung des ersten Kusses wieder zu beschwören, vielleicht das mehr noch, als den Kuß selbst zu wiederholen.

Im Geiste umgeben von einem intensiven Parfumdüft ähnlich der Stärke, wie ich ihn beim Kuß gerochen – es grenzte an eine olfaktorische Halluzination – informierte ich mich einige Tage später über eine interessante Theatervorstellung, die wir besuchen konnten. Dieser Abend, und von da an jede zusammen verlebte Stunde, war eine Amalgamation von freudiger Anspannung, Erwartung und Seligkeit. Die Erklärung, daß wir nun ‚zusammen‘ seien, war, als sie kam, bloße Formalität.

Nun war ich nach langer Abstinenz vom weiblichen Geschlecht innerhalb weniger Tage wieder eng mit ihr verknüpft. Die ersten Tage unseres Verhältnisses waren von so hoher Freude gezeichnet, wie ich und bestimmt auch Katharina sie nie gekannt hatten. Dann aber, gegen Ende der ersten Woche muß es gewesen sein, berührten meine Lippen ihre und – nichts! Die Versuchung, der Reiz, dieser vollkommene Duft blieb aus! Zwar verhielt ich mich froh und unverändert, doch innerlich war ich von tiefster Sorge gezeichnet.

Auch am folgenden Tag blieb der göttliche Geruch aus, und zeitgleich schlief ich leichter ein. Katharina fesselte meine abendlichen und nächtlichen Gedanken nicht mehr. Über die nächsten Tage entglitt ich mehr und mehr dem Charme und Wesen der, die mich liebte; ja sie irritierte mich mit manchem Kommentaren sogar und ich betrachtete ihre Gesicht mit kalter Objektivität. Was habe ich nur an ihr gefunden, fragte ich mich, gut sieht sie nicht aus. Mir war es zuwider, ohne den beircenden Duft von ihr liebkost zu werden, und obwohl ihr junges Herz noch für mich brannte, sehnte ich mich nach einem Ende der Beziehung, die uns zusammenhielt. Ich muß nicht mehr erzählen, wie das Ende kam; es war kalt und tränenreich wie immer, wenn einer nicht mehr liebt und die andere noch leidenschaftlich verehrt.

Von ihr weiß ich in den heutigen Tagen nichts, weder wie es ihr geht noch wo sie wohnt. Es ist alles nicht länger als ein Jahr her, aber dann und wann trifft mich dieser Duft aus einer Menschenmenge. Du siehst um dich, weißt nicht, wer von diesen vielen Gesichtern ihm zuzuordnen ist, und da ist er auch schon wieder verschwunden. Einen Moment hältst du inne, strengst die Nüstern an, suchend, aber es hat keinen Sinn und du gehst weiter.

Sogar zuhause weht mich dieser Duft von irgendwoher an – es kommt immer seltener vor, aber es kommt noch vor – wohl von irgend einem Gegenstand, den sie einmal hier gelassen hat und den ich nicht finden kann. Mir ist dann immer etwas unheimlich, aber das Parfum hat nichts von seiner Wirkung verloren und von seiner Erinnerung. So also endete mein erstes näheres Verhältnis mit einer jungen Frau, und nichts ist davon geblieben als jener Geruch, der noch immer an meinem Hause haftet.

Vita:

Max Haberich wurde 1984 in Philadelphia, USA geboren. Er besitzt die deutsche und amerikanische Staatsangehörigkeit. Seine Kindheit verbrachte er auf Hawaii, bis er verschiedene internationale Schulen in Deutschland und Frankreich besuchte und schließlich in York, Aix-en-Provence und Tübingen Geschichte und Literatur studierte. Zurzeit arbeitet er an seiner Promotion.

## Im Rahmen der Rücksicht

von *Susanne Geduhn*

### **Gewohnheit**

„Mama! Sie hat es schon wieder getan!“ Lenas Stimme schrillte die Treppe hinunter bis in Mutters Nähzimmer.

„Was ist los?“, ertönte unwillig Mutters Stimme. Lena starrte auf die offene Tür des Zimmers, das sie sich mit ihrer Schwester Tamara teilte und hetzte dann die Stufen hinunter.

Tamara verzog nur kurz den Mund und kroch unter das Bett ihrer Schwester, um die Ursache für den Aufschrei zurück ins Terrarium zu befördern. Dies war in der dunklen Enge unter dem Bett alles andere als einfach. Und wohl auch nicht ganz ungefährlich. Aber was tat man nicht alles für sein geliebtes Haustier.

„Siehst du?“, forderte Lena ungehalten, sobald ihre Mutter einen Fuß ins Zimmer gesetzt hatte.

„Ich sehe überhaupt nichts – außer Tamaras langen Beinen. Tamara? Was machst du unter dem Bett deiner Schwester?“ Als nächstes fiel ihr Blick auf das unübersehbare Terrarium, in dem nun *keine* Vogelspinne hockte.

Mutter seufzte. „Sie wird sie wohl kaum absichtlich unter dein Bett gesetzt haben, Lena.“

„Nein! Aber sie lässt sie absichtlich im Zimmer herumlaufen, wenn ich nicht da bin!“

„Wäre es dir lieber, ich würde sie herumlaufen lassen, *wenn* du da bist?“, ertönte dumpf die Stimme Tamaras, die sich anschickte, unter dem Bett hervorzukriechen. Lena machte einen Satz rückwärts zur Tür hin. „Mir wäre es lieber, du würdest sie im Käfig lassen!“

„Das ist aber keine artgerechte Tierhaltung!“, fauchte Tamara zurück, während sie Hekima behutsam an ihren Heimplatz beförderte.

Mutter warf einen nachdenklichen Blick auf Tamara. „Ich gehe jetzt wieder. Und ich habe ziemlich viel Arbeit. Außerdem muss ich morgen sehr früh in meine Zoohandlung. Also stört mich nicht jedes Mal, nur, weil irgendetwas mit dieser Spinne ist! Mir reicht es allmählich!“

„Es ist wirklich eine Zumutung, dass ich dieses Zimmer mit etwas so Gefährlichem wie einer Vogelspinne teilen muss.“, brummelte Lena am Abend angriffslustig, während sie sich den Schlafanzug über den Kopf zog.

„Wie oft soll ich dir noch sagen, dass Hekima eine Grammostola ist! Die sind friedfertiger als mancher Dackel! Da muss man sich schon wirklich anstrengen, bis sie beißen.“

„Aber sie *können* beißen!“

„Natürlich können sie beißen! Aber das können Hunde auch!“

„Das ist doch etwas völlig anderes!“

„Ach?“ Tamaras Bett quietschte, als sie sich herumdrehte und nachhakte: „Und *warum?*“

Lena starrte sie nur kurz mit runden Augen an: „Warum wohl? Hunde siehst du hier überall. Du weißt, dass sie dir im allgemeinen nichts tun. Meine Güte, sie gehören eben dazu! Vogelspinnen nicht! – Und außerdem sind Hunde nicht giftig!“



„Darum geht’ s doch gar nicht! Auch Hunde können einem gefährlich werden! – Du bist sie nur gewöhnt! Das ist alles.“

Lena rollte sich in ihre Bettdecke: „Hekima ist einfach gruselig! Wenn ich sie nur sehe. Und giftig ist sie auch noch!“

„Die einzige, die hier rumgiftet, bist du!“, knurrte Tamara. Sie war es allmählich leid, ständig die gleichen Diskussionen zu führen.

Kurze Zeit später hörte sie, wie ihre Schwester aus dem Bett schlüpfte und das Zimmer verließ.

Der nächste Morgen barg eine schreckliche Überraschung für Tamara. Während ihre Tränen nicht aufhören wollten zu laufen, wehrten sich ihr Herz, ihr Verstand mit aller Kraft gegen die Entscheidung, die längst getroffen worden war.

„Tamara, Lena war fast die ganze Nacht bei mir. Sie hat gebebt und gezittert! Ich wusste nicht, dass es so schlimm für sie war. Ich glaube, Lena hat eine Spinnenphobie. Es gibt viele Leute mit Spinnenphobie. Spinnen gehören in unseren Breiten nun einmal nicht gerade zu den bevorzugten Haustieren.“ Tamara starrte vor sich hin und schwieg.

Ihre Mutter holte tief Luft und fügte hinzu: „Weißt du, auch ich mache Fehler. Und ich glaube, es war ein Fehler, dir Hekima zu erlauben. Du hast mittlerweile mehr über artgerechte Tierhaltung herausgefunden, und das hätten wir niemals gewährleisten können. Wir hätten ein größeres Terrarium benötigt. Und irgendwann eine zweite Vogelspinne, damit sich Hekima artgerecht paaren kann. Selbst ich darf über die Folgen gar nicht weiter nachdenken. Und ich glaube, Lena hätte das ganz sicher in den Wahnsinn getrieben.“ Tamara hörte nur die Endgültigkeit aus all den vielen Worten klingen. Ihre harmlose Hekima. Weg. Nicht für etwas, was sie getan hatte, nicht einmal für das, was sie war. Nein – für das, wofür man sie hielt!

„Du kannst Hekima in meine Zoohandlung bringen. Dort ist sie erst einmal gut aufgehoben.“

„Nein! Das ist sie nicht!“, brauste Tamara so unvermittelt auf, dass ihre Mutter heftig zusammensuckte.

„Und das weißt du auch! So vollgepfercht mit Käfigen habt ihr doch nicht mal Platz für *dieses* Terrarium. Sei doch ehrlich: Sie kommt wieder in diesen widerlichen kleinen Glaskasten, in dem ein bisschen Sand und Laub ihre einzige Abwechslung sind! Du hast doch schon damals keine Ahnung von Spinnen gehabt! Das bisschen, was du weißt, hast du von mir! Und kannst du mir mal erzählen, wo sie dort bitteschön ihren freien Auslauf haben soll?“, stieß Tamara die letzten Worte mit einem Schluchzen hervor.

Ihre Mutter starrte sie an.

„Es ist wohl das Beste, wenn ich dich erst einmal in Ruhe lasse. Aber – schau: Lena ist doch wichtiger als eine – Spinne, nicht wahr? Selbst, wenn es Hekima ist.“ Tamara nickte trübe; natürlich war ihre Schwester wichtiger. Wieso nur hatte sie aber dann das Gefühl, dass gerade etwas in ihr starb?

Nach einem wochenlangen, erbitterten Schweigemarathon zwischen den beiden Geschwistern, richtete Tamara wieder ein erstes freiwilliges Wort an ihre Schwester. „Ich geh‘ zum Sport.“ Lena blickte mit halbboffen stehendem Mund auf ihre große Schwester. Hoffnungsvoll und sehnsüchtig. Und da brach etwas in Tamara; sie schloss ihre kleine Schwester in die Arme.

„Mir tut das alles so leid“, schluchzte Lena. „*Jaaa? Würde es dir auch noch leid tun, wenn Hekima zurückkäme?*“, zirpte ein zartes, aber deutliches Stimmchen in Tamaras Kopf.

Lenas Blick blieb an einer neuen Kette Tamaras hängen. „Was ist denn das für ein Anhänger?“, erkundigte sie sich interessiert.

„Das ist ein – Schutzamulett.“ Unwillkürlich griff Tamara nach dem kleinen Pentagramm. Dass sie nicht an den Gott der Christen glaubte, wusste ihre Schwester längst. Sie kannte es gar nicht anders. Tja, alles Gewohnheit. Verdammt, hätte sie doch Vogelspinnen angeschafft, als Lena noch ein Baby war!

Als Tamara vom Sport zurückkehrte, klebte Lenas Blick an ihrem Anhänger fest. "Was guckst du so?" „Ich war in unserer Kirchenbücherei, Tamara. Das ist ein satanisches Symbol! Nicht irgendwas Harmloses!“ „Ach, du meine Güte! Unsere Kirchenbücherei. Der Puls der Welt! Im Internet findest du weitaus umfassendere Angaben. Unsere Kirchenbücherei ist zu einseitig dafür. Und zu deiner Information: Auch dein verehrtes Kreuz ist von Satanisten *missbraucht* worden, indem sie es – wie das Pentagramm – umgedreht haben! Na, willst du es jetzt ausziehen?“

„Mann, das ist doch was völlig anderes! Das Kreuz hat doch nicht diese satanische – Atmosphäre!“ „Herrgott noch mal!“, brauste Tamara auf und sah Lena erleichen, was sie noch gereizter machte. „Lass dir doch nicht irgendeinen Schwachsinn aufschwätzen! Eben hatte das Amulett noch keine satanische Atmosphäre für dich. Dann liest du ein paar Zeilen und – schwupps – schon ist es Teufelswerk!“ Ihr Blick haftete an dem winzigen Goldkreuz ihrer Schwester fest. Ja, die sah man wirklich überall.

„Es wird ja wohl nicht alles falsch sein, was ich da gelesen habe! Und es – es macht mir Angst.“ „Oh, Angst!“, schoss es aus Tamara hervor und lauter schmerzhaftes Giftpfeile prasselten auf sie herab, als an das Schicksal Hekimas dachte. Ungestüm riss sie sich das Pentakel vom Hals und streckte es mit einem Ruck Lena entgegen, die entsetzt zurückzuckte.

"Na, los! Nimm es und mach', dass es wegkommt! Wie bei Hekima! Oder willst du Mutter wieder die Drecksarbeit überlassen!", brüllte Tamara plötzlich mit einer Lautstärke, derer sie sich niemals mächtig geglaubt hätte. Ein leises Wischen von Stoff am Türrahmen drang an Tamaras messerscharfen Gehörsinn.

„Tamara, hör' auf, deine Schwester derart anzubrüllen! Es ist keine Schande, Angst zu haben. Und jetzt kommst du bitte sofort mit 'runter! – Und nimm dieses – Ding ab.“, befahl ihre Mutter.

„Wie kannst du es wagen, Lena dermaßen viel Angst einzujagen! Warum willst du auch immer deine – deine kapriziösen Eigenheiten durchsetzen.“, fuhr ihre Mutter fort, als sie beide in der Küche saßen. „Du könntest ruhig etwas mehr Rücksicht auf Lena nehmen! Viele Menschen haben Angst vor – solchen Sachen. Lena ist da keine Ausnahme! Also, tu' bitte nicht so, als sei mit *ihr* irgendetwas nicht in Ordnung.“ Tamara schwieg.

### ***Flackern***

Missmutig blickte Tamara ihren leeren Frühstücksteller an und wartete darauf, dass Lena den Buttertoastkorb an sie weiterreichte. Warum hatte kein Mensch ihren Morgengruß erwidert? Lena stellte den Brotkorb auf den Tisch zurück. „Eh!“, fuhr Tamara auf und riss Lena, die sie ganz erschrocken anstarrte, den Korb aus den Händen. „Ich bin auch noch da!“ Genervt schnappte sie sich zwei Toast. „Erst reagiert niemand darauf, wenn ich Morgen sage. Und jetzt das!“ Mutter rieb sich erstaunt die Augen: „Tut mir leid, Tamara, ich hab' dich gar nicht hereinkommen hören. Ich dachte, du wärst noch oben und hättest dich verspätet. Ich wollte gerade rufen. Du bist heute aber wirklich auf Samtpfoten unterwegs.“, lächelte ihre Mutter. „Ja, und mit Tarnkappe anscheinend auch.“, murmelte Tamara. Keiner erwiderte etwas.

### *22.13 Uhr – Lena*

Lena quälte sich schon ziemlich übermüdet durch physikalische Formeln, die ihr alles andere als leicht fielen. Als sie hörte, wie Tamara die Zimmertüre öffnete und ziemlich missmutig brummelte: "Hi, Lena.", murmelte sie daher nur geistesabwesend: „Hi“. Kurze Zeit später erklang das unvermeidliche

Quietschen von Tamaras Bettfedern. Dann war Stille. Nun runzelte Lena doch die Stirn; kein „Gute Nacht“ von ihrer Schwester? Stand ihr etwa wieder ein wochenlanges Schweigen bevor? Ein erneutes Quietschen ertönte. Lena knallte den Kuli auf das Physikbuch. Vorbei war's mit der Konzentration! Unwillig blickte sie sich um. Und schaute auf ein leeres Bett. Tamara war überhaupt nicht zugegen! Verwirrt und müde blickte sie auf das zerknautschte Federkissen. „Völlig überarbeitet!“, entschied sie und klappte das Physikbuch zu.

### *22.13 Uhr – Tamara*

Tamara öffnete die Tür zu ihrem Zimmer. „Hi, Lena.“, brummte sie. Es klang nicht sehr freundlich. „Hi,“, erklang es geistesabwesend. Tamara schlüpfte aus dem Bademantel, zog sich ihr Nachthemd über und kroch ins Bett, das mit einem unüberhörbaren Quietschen reagierte. „Nacht, Lena.“ Mit diesen knappen Worten drehte sie sich zur Wand, und ein weiteres Quietschen entrang sich ihrem Bett. Tamara zuckte zusammen, als sie hörte, wie Lena etwas auf den Tisch knallte. Sie lauschte. Aber es blieb alles ruhig.

Nächster Tag

*Tamara*

„Ich geh' schlafen.“ Ungewöhnlich früh erhob sich Tamara von ihrem Fernsehplatz. „Gute Nacht.“ Aber Lena und ihre Mutter starrten nur weiterhin wie gebannt auf den Bildschirm.

*Lena*

Aufgeregt knabberte Lena an ihren Fingernägeln. Immer öfter blickte Mutter zu ihr hin. „Lena, du bist leichenblass.“, sagte sie schließlich. „Ich glaube, es ist besser, wenn du den Film nicht weiterschaust. Ich finde, das wird jetzt viel zu krass für dich.“

„Mutter!“, rief Lena aus. „Der Film ist super! Du hast es mir doch erlaubt!“

„Ja“, seufzte ihre Mutter und blickte wieder zum Fernsehgerät. „Da wusste ich auch noch nicht, dass das ein so harter Horrorstreifen ist. In der Fernsehzeitung stand nur was von einem Gruselfilm.“

„Das wäre echt gemein, Mutter!“ Lena heulte fast. „Genau jetzt, wo es so superspannend ist. Du kannst mich doch nicht mitten im Film einfach rauswerfen! Ich bin kein Kind mehr!“

Ihre Mutter seufzte. „Erstens werfe ich dich nicht raus. Und zweitens ... ach, das spare ich mir jetzt. Na, gut. Dann guck' ihn und krieg' meinetwegen Alpträume. – Vielleicht hilft das ja fürs nächste Mal.“

„Danke, Mama! Klasse.“ Ihre Mutter schüttelte den Kopf.

Eine Stunde später trabte Lena nach oben und trat in ihr Zimmer. Wie festgemeißelt blieb sie im Türrahmen stehen. Wer war in ihrem Zimmer gewesen? Wo kamen all die fremden Sachen her? Ein Quietschen aus Richtung eines leeren Bettes erklang und riss Lena aus ihrer Starre. Voller Panik jagte sie die Treppe hinunter. „Mama! Mama!“

*Mutter und Lena*

„Lena?“ Behutsam und sanft erklang Mutters Stimme aus ihrem Zimmer. Lena stand auf dem Flur und wagte es nicht, auch nur einen Fuß ins Zimmer zu setzen.

„Wo sind denn die – fremden Sachen? Ich weiß nicht, was du meinst. Ich kann nichts entdecken.“

Lena schluckte, warf einen Blick ins Zimmer und riss verblüfft die Augen auf. „Mutter! Da – da war eben noch alles!“

„Bist du dir da wirklich ganz sicher?“

Lena blickte sich im Zimmer um. Alles sah völlig normal aus. Gewohnt. Selbstverständlich. "Ich – ich versteh' das nicht. Es sah so – bizarr aus in der Dämmerung. Ich wollte gerade das Licht anmachen, und da – "

"Was?", unterbrach ihre Mutter sie. "Soll das heißen, das Licht war gar nicht an, als Du ins Zimmer geschaut hast? Wie willst du das dann gesehen haben?"

"Och, Mama! Das Flurlicht ist doch angewesen, und die Tür stand auf!"

"Nein, Lena! Tut mir leid, aber eine so trübe Beleuchtung kann einem auch schon mal was vorgaukeln. Vor allem nach einem solchen Horrorschocker. Und wie Du siehst: Es hat sich nichts verändert!"

### *Lena*

Lena räkelte sich in ihrem Bett, öffnete die Augen und ließ ihren Blick durchs Zimmer schweifen. Alles so normal wie immer. Lena schüttelte den Kopf. Wie konnte sie nur so kindisch sein? Hätte sie doch bloß das Licht angemacht und genauer hingeguckt. Aber nein! Sie musste nach Mama schreien. Wie peinlich. Am Ende erlaubte Mutter ihr bis zur Volljährigkeit nie wieder einen Horrorfilm!

### *Mutter*

Nachdenklich schaute sie in den kleinen mit Laub und Sand aufgefüllten Glaskasten. Sie konnte sich beim besten Willen nicht an den Eingang dieser beeindruckenden Vogelspinne erinnern, obgleich sie im Bestand aufgelistet war. Eine frisch abgestreifte Haut lag neben ihr.

### **Wahrheit**

Tamara streckte ihre langen Beine aus. Und stieß an die gläsernen Wände ihrer engen Behausung.

Susanne Geduhn, geboren 1961, lebt in Aachen. Verschiedene literarische Projekte liegen von ihr vor:

#### Lyrik/verschiedene Gedichte (Anthologien):

vor allem:

**Bibliothek der Gedichte** (2003 – 2007; zuletzt: "Der Beziehungsarbeiter" (Limerick))  
*Literarisches Faltblatt*

#### Kurzgeschichten/Erzählungen (Literaturzeitschriften):

"PhoBi" - Bild- und Textalmanach zu Alltag, Kultur, Geschichte / München:

"Komische Tiere" (Mini-Gesellschafts-Satire) – erschienen Herbst 2007

**"Fantasia" - Zeitschrift für Fantasy und Phantastik / Passau:**

"Ich bin, also denke ich", "Der Automat", "Wenn das Nichts Dich ruft" – für 2008 vorgesehen

## Langsamland

von Sven-André Dreyer

Mutter parkte mich in einem Sandkasten wie ein überflüssiges Auto an einem gehetzten Einkaufssamstag in der überfüllten Innenstadt. Sie warf buntes Spielzeug zu mir in den feuchten Sand, eine gelbe Schaufel, ein blaues Sieb und ein rotes Muschelförmchen; dann setzte sie sich auf eine ferne Parkbank an den Rand des Spielplatzes und las gelangweilt die Tageszeitung.

Schön sah sie aus der Ferne betrachtet aus, unnahbar schön und unsterblich jung.

Plötzlich und unscheinbar brüllte die Zeit über das Land wie ignorante Herbstgewitter in tiefster Dunkelheit.

Es wurde Nacht und Tag, wieder Nacht und wieder Tag.

Die farbige Kinderkleidung ist mir nun, viele Jahre später, viel zu klein, zu eng.

Ich rufe „Mutter“, rufe ich, „Mutter“ und meine Stimme klingt nun rau und dunkel und fremd. Ich winke ihr zaghaft.

Mutters Haut sieht schon aus wie kostbares Porzellan, weiß und fein und zerbrechlich; ihre Haare von knisterndem Grau, silberfarbene Fäden im Wind.

Mühsam steht sie nun auf, tief gebeugt verlässt sie an ihrem schwarzen Stock unsicher den Spielplatz, blickt sich nicht mehr um und lacht leise in den frühen Winterabend.

*Sven-André Dreyer* wurde 1973 in Düsseldorf geboren, wo er noch heute lebt und schreibt. Er ist Germanist und freier Autor, schreibt seit einigen Jahren Gedichte und Kurzgeschichten, zuvor Songtexte für seine Band geschrieben. „Als sich diese jedoch auflöste“, so der Autor über seine Arbeit, „blieben meine Texte - nun ohne Musik - übrig und die Texte durften endlich das sein, was sie schon immer sein wollten: Freie Texte, die man lesen konnte!“

Seither veröffentlicht Dreyer Texte in Anthologien und Literaturzeitschriften, auf Brötchentüten, als Kolumne auf [digitalkunstrasen.net](http://digitalkunstrasen.net) und in handlichen Gedichteschachteln für einen Literaturautomaten. In Düsseldorf betreibt er seine eigene Lesereihe „Lesen in der BRAUSE“ und ist Mitglied der monatlichen Leseshow „fett&kursiv“ im 1. Wohnzimmertheater in Köln.

Auch Einzelveröffentlichungen liegen von ihm vor:

„Sechzehn seltsame Stunden“ (Edition PaperONE, ISBN 978-3-939398-48-6, Leipzig, März 2007); „Aus bekannten Gründen“ (eBook kostenlos auf [www.digitalkunstrasen.net](http://www.digitalkunstrasen.net));

„Langsamland“ (Edition PaperONE, ISBN 978-3-939398-81-3, Leipzig, Januar 2008)

Leseproben und weitere Informationen finden sich auf [www.sven-andre-dreyer.de](http://www.sven-andre-dreyer.de)!

Roman Möhlmann

## Der Aurora-Befehl

(Teil 5)

AURORA...  
PANDORA...  
PROMETHEUS...  
EIN GEWALTIGER KNALL...  
HEISSE LUFT... ÜBERALL... FLAMMEN... IMMER WIEDER DIESE FLAMMEN...  
DER GESCHWACK VON GRAS... VERBRANNTER WIESE... DORT TRITT SIE AUS DEN  
FLAMMEN... DIE FRAU IN DEM ROTEN MANTEL... SIE LACHT... IN IHREN HÄNDEN DER  
KOPF DES ALTEN... AUCH ER LACHT... UND ÜBERALL DAS FEUER... HANDYS  
KLINGELN, ÜBERALL, RINGSHERUM... EIN VERLETZTER REICHT EIN HANDY HERAB...  
ES EXPLODIERT... ALLES WIRD SCHWARZ... DA IST KREYSLER... ER WINKT UND  
BEWEGT DEN MUND... KEIN TON IST ZU HÖREN...  
EIN GEWALTIGER KNALL... UND FLAMMEN... ÜBERALL...

Oder nur Licht...?

Der Alptraum verblasste.

Steiger atmete tief ein. Es roch steril, chemisch. Nach Ärzten. Nach Krankenhaus.

Alles tat weh. Jetzt hörte er Stimmen.

„Er scheint langsam wieder zu sich zu kommen.“

„Meinen Sie?“

„Wurde ja auch Zeit.“

„Wir sollten froh sein, dass er es überhaupt geschafft hat.“

„So schlimm waren seine Verletzungen aber nun auch wieder nicht.“

„Nun, immerhin war sein Körper einer enormen Druckwelle ausgesetzt.“

„Darum war er ja auch so lange bewusstlos...“

„Wie auch immer.“

„Da...! Ich glaube, sein rechtes Augenlid hat gezuckt...“

Steiger öffnete die Augen.

Zuerst sah er alles nur sehr verschwommen, als wäre seine gesamte Umgebung von einem dunstigen, milchigen Schleier umgeben. Langsam wurde alles klarer.

„Hallo? Können Sie mich verstehen?“ sagte einer der Männer in weißen Kitteln, beugte sich herunter und leuchtete Steiger mit einer kleinen Taschenlampe in die Augen.

Steiger versuchte zu sprechen, musste erst husten und sagte dann mit heiserer Stimme:

„Wo bin ich?“

„Tatsächlich... er hat das Bewusstsein wiedererlangt.“

„Hey... wo bin ich...?“

„Er wird noch Ruhe brauchen.“

„Hallo?“

„Sagen Sie den Ermittlern Bescheid.“

„Bitte! Sagen Sie mir, wo ich bin! Was ist passiert?“  
Die Ärzte schüttelten ihre Köpfe und verließen das Zimmer.

Steiger belauschte ein Gespräch, das auf dem Gang zu hören war.

„Herr Polizeipräsident, ich muss Sie erneut um Ihr Verständnis bitten!“

„Ach was, zum Teufel damit! Sie mögen der Chefarzt sein, doch ich leite diese Ermittlungen persönlich! Ich will jetzt mit ihm sprechen!“

„Ich kann das nicht zulassen. Er ist noch nicht in der Verfassung, lange Verhöre durchzustehen!“

„Das interessiert mich nicht! Er ist ein Terrorist! Er hat ein Kraftwerk in die Luft gejagt! Wir müssen wissen, er seine Hintermänner sind!“

„Seien Sie froh, dass er überhaupt wieder ansprechbar ist!“

„Verflucht, Ihr Mediziner geht mit auf den...“

„Vorsicht! Mäßigen Sie Ihren Tonfall. Er ist *ihr* Tatverdächtiger, aber *unser* Patient!“

Das Gespräch auf dem Gang wurde fortgesetzt, doch Steiger war zu schwach. Er schlief ein.

„Und? Wird es gehen? Können Sie stehen?“ fragte die Krankenschwester.

„Es geht schon.“

Steiger spazierte auf wackeligen Beinen durch das Zimmer. Er erholte sich schnell.

„Können Sie mir sagen, was genau geschehen ist?“

„Ich darf abseits der therapeutischen Inhalte nicht mit Ihnen reden, tut mir leid.“ antwortete die Schwester, und der anwesende Wachmann warf Steiger einen strengen Blick zu.

„Ich will doch nur...“

Steiger bemerkte, wie etwas vorbei an seinem Augewinkel huschte. Eine Frau in einem roten Mantel ging am Fenster seines Krankenzimmers vorbei und warf vom Gang aus einen flüchtigen Blick hinein.

„Da! Das ist sie! Das ist eine von *ihnen*! Sie hat damit zu tun! Halten Sie sie fest!“

„Beruhigen Sie sich!“ brüllte der bullige Wachmann.

„Nein, Sie verstehen nicht!“ rief Steiger und versuchte trotz seiner noch wackeligen Beine zur Tür zu rennen, „sie gehört zu denen!“

„Auf die Knie, Steiger! Sofort!“

„Nein, bitte, Sie müssen...“

„Es reicht!“ zischte der Wachmann, packte Steiger bei den Schultern und drückte ihn zu Boden.

„Wer sind Ihre Auftraggeber?“ fragte der Polizeipräsident erneut.

„Das habe ich jetzt doch schon tausend Mal gesagt...“ seufzte Steiger, „ich *weiß* nicht, wovon Sie reden! Ich wurde benutzt! Fragen Sie beim Geheimdienst nach, beim Verfassungsschutz, beim BKA, was weiß ich...“

„Niemand dort weiß etwas von Ihnen, Herr Steiger! Niemand!“

„Finden Sie den Alten... oder die Frau in Rot... und fahnden Sie nach dem Verbleib von Prometheus!“

„Sie wiederholen sich, Steiger. Ich habe versucht, Verständnis zu zeigen, aber...“

„Sie hören mir nicht zu!“

„Doch, das tue ich! Aber keiner Ihrer albernen Ausflüchte hat zu etwas geführt, außer der Tatsache, dass Beamte ihre Zeit und Steuergelder verschwendet haben, um Ihren Märchen nachzugehen!“

„Oh Gott...“ stöhnte Steiger kopfschüttelnd, „warum ich...?“

„Wir machen in einer Stunde weiter.“

Der Polizeipräsident steckte seinen kleinen Rekorder in die Tasche und verließ den Raum.

Mitten in der Nacht erwachte Steiger.

Ein Dumpfes Pochen draußen auf dem Gang weckte ihn aus seinem Schlaf. Dann noch eines. Und noch eines.

Die Tür zu seinem Krankenzimmer wurde aufgetreten und jemand trat schnellen Schrittes ein.

„Kreysler...?“ hauchte Steiger.

„So ist es. Wir müssen uns beeilen. Die Wachleute werden nicht lange bewusstlos bleiben.“

Kreysler griff nach einem Schlüssel und löste die Handschellen, mit denen Steiger ans Krankenbett gefesselt war.

„Kannst du gehen?“

„Ja... ja, ich bin wieder fit... was tust du hier?“

„Ich rette dich, Mann. Zieh dich an und komm.“

Steiger zog sich ein Hemd und eine Hose an, und Kreysler gab ihm die Waffe eines Wachmannes.

„Nur für alle Fälle...“

„Kreysler, was geht hier vor?“

„Später. Jetzt müssen wir erstmal hier weg.“

Die beiden spurteten zum nächsten Aufzug. Es machte *Ping*, und die beiden Aufzugtüren öffneten sich. Mit großen Augen starrten der Polizeipräsident und ein Leibwächter die beiden an.

„Was zum?“ sagte der Polizeipräsident noch, da griff Kreysler bereits seinen Leibwächter an und überwältigte ihn.

„Komm, den nehmen wir mit!“ sagte Kreysler schließlich, und er und Steiger zerrten den protestierenden Polizeichef zurück in den Aufzug und legten ihm Handschellen an.

„Wohin fahren wir?“ fragte Steiger, als sie die Tiefgarage des Krankenhauses verließen.

„Zum Flughafen.“

„Wieso?“

„Wir müssen dich in Sicherheit bringen. Ich habe schon einen Flug gebucht. Nach Venezuela. Bis die Dinge sich beruhigt haben.“

„Hilf mir, alles zu verstehen, verdammt.“

„Ich verstehe es selbst nicht. Wir sind in die Fänge irgendwelcher rivalisierender Organisationen geraten, mächtiger Organisationen... was immer ihre Ziele sind, es kann nichts gutes sein... sie haben mich gezwungen... mich erpresst, ich wollte dich nicht verraten...“

Auf der Rückbank hockte gefesselt und geknebelt der Polizeipräsident und lauschte der Konversation mit überraschtem Blick.

„Sie da hinten“, sagte Kreysler, „falls Sie die Wahrheit interessiert und nicht schon geschmiert worden sind: Steiger hier hat Sie niemals angelogen, er hat die Wahrheit gesagt.“

Der Polizeipräsident rümpfte skeptisch die Nase.

Kreysler parkte den Wagen auf einem verlassenem Teil des Flughafenparkplatzes in der Nähe eines Nebeneingangs zum Terminal und stieg aus.

„Hier mein Freund... das ist alles, was ich habe.“

Er überreichte Steiger einen dünnen Umschlag, der offenbar einige Dokumente enthielt.

„Es ist nicht viel, da ich selbst nicht viel wusste, aber vielleicht hilft es dir irgendwann...“

Irgendwo in einiger Entfernung fuhr ein Taxi los.

„Und jetzt geh. Du musst deine Maschine kriegen. Ist eine der letzten, die heute Nacht noch abfliegt.“

„Ich danke dir, Mann. Und ich dachte...“

Ein leiser Schuss hallte über das Gelände, und Blut spritzte auf die Karosserie des Wagens.

Kreysler verdrehte seine traurigen Augen, zwischen denen nun ein schwarzrotes Loch prangte, und brach leblos zusammen.

„Kreysler! Nein!“



Mit quietschenden Reifen kam das Taxi näher.

Steiger warf sich zu Boden, und ein weiterer Schuss verfehlte ihn nur knapp. Auf dem Rücksitz des Wagens murmelte der Polizeipräsident irgendetwas und warf Steiger einen drängenden Blick zu.

Dieser, er wusste nicht genau warum, löste dessen Knebel.

„Machen Sie mich los und geben Sie mir Ihre Waffe! Na los! Ich bin von uns beiden sicher der bessere Schütze!“

Steiger zögerte. Das Taxi kam immer näher. Ein weiterer Schuss durchschlug die Heckscheibe des Wagens, und Scherben regneten auf Steiger und den Polizeichef nieder.

„Nun machen Sie schon!“ rief dieser, „Sie müssen anfangen, jemandem zu vertrauen!“

„Das hat mir in letzter Zeit nicht viel Glück gebracht...“

„Wenn Sie es nicht tun, sind wir beide ohnehin tot!“

Das Taxi kam näher und näher. Steiger schüttelte den Kopf, öffnete die Fesseln seines Begleiters, drückte ihm die Waffe des Wachmanns in die Hand und grinste.

„Na los! Machen Sie mich alle!“

Doch der Polizeichef rollte sich aus dem Wagen, legte an und feuerte drei gezielte Schüsse ab. Jemand schrie in dem Taxi kurz auf, das zur Seite ausbrach und gegen den Pfeiler eines nahen Parkhauses krachte.

Steiger war sichtlich überrascht.

„Wissen Sie, Steiger, Ihr Freund hatte recht.“ sagte der Polizeipräsident, „man hat bereits versucht, mich zu bestechen. Darum war ich heute Nacht noch einmal im Krankenhaus. Es war der erste Hinweis darauf, dass doch etwas an Ihrer abstrusen Geschichte dran sein könnte...“

„Und jetzt?“

„Nun...“ der Polizeipräsident dachte einen Moment lang nach, „sehen Sie zu, dass Sie Ihren Flug schaffen. Sie sind hier in der Tat nicht sicher. Aber schicken Sie mir Kopien der Dokumente Ihres Freundes. Vielleicht können Sie uns bei der Aufdeckung dieser seltsamen Machenschaften helfen.“

Die beiden schüttelten sich die Hände, und Steiger verschwand durch den Nebeneingang ins Terminalgebäude.

Es war nun fast soweit. In wenigen Minuten würde er das Flugzeug besteigen können. Er hatte mit den von Kreysler hinterlegten Tickets problemlos einchecken können und wartete nun darauf, dass die Gangway freigegeben wurde.

Kreysler... er hätte nicht sterben müssen, wenn er ihm nicht doch noch geholfen hätte, überlegte Steiger...

Plötzlich spürte er, wie ein kühler fester Gegenstand in seine Hüfte gedrückt wurde.

„Steiger... Sie wollen uns verlassen?“ vernahm Steiger die Stimme des Alten Mannes, den er vom Handy und aus dem Helikopter kannte. „Los... zur Herrentoilette!“

„Und nun?“ fragte Steiger.

Der Alte, der eine schallgedämpfte Waffe in der Hand hielt, und ein kräftiger Handlanger drückten ihn gegen eine breite Spiegelwand.

„Nun müssen Sie sich entscheiden.“ erklärte der Alte. „Wenn Sie gehen, vergeben Sie Ihre letzte Chance, Vergebung zu finden. Wir können Sie noch retten...“

„Was soll's...“

Steiger holte tief Luft und schloss die Augen.

Als er sie wieder öffnete, schlug er zu.

Die Waffe des Alten flog quer durch den Raum, und Steiger ließ seine Faust erbeut herabrasen.

Der Handlanger wankte zurück, fing sich aber schnell und sprang Steiger an die Gurgel. Dieser wehrte sich mit heftigen Schlägen gegen den Kopf den Handlangers. Der Alte wollte die Waffe erreichen, kam aber nicht an den beiden Kämpfenden vorbei.

Schließlich verpasste Steiger seinem Gegner einen harten Kopfstoss und rappelte sich auf. Er zog den benommenen Feind hoch und rammte seinen Schädel immer wieder gegen den harten Stahl des Wachbeckens, bis sich dieses völlig rot färbte. Rechtzeitig bemerkte er, wie der Alte an ihm vorbeigehuscht war auf die Waffe zulief. Steiger warf sich auf den Boden, rutschte am Alten vorbei und ergriff die Waffe.

„Steiger, warten Sie!“

Doch Steiger drückte ab und streckte den Alten mit vier Schüssen in die Brust nieder.

Dann schnaufte er durch, zog seine Kleidung zurecht und verließ die Herrentoilette. Aus den Lautsprechern in der Decke wurde nun bereits sein Flug ausgerufen.

Als der Polizeipräsident sein Handy aus der Jacke zog, um die Spurensicherung anzurufen, klingelte es plötzlich, und er nahm ab.

„Hallo?“

„Herr Polizeipräsident... wir sollten reden... mein Name ist Prometheus...!“

Als das Flugzeug in die Dunkelheit abhob, lehnte Steiger sich in seinem Sitz zurück und dachte nach. Er würde wiederkommen, in jedem Fall. Irgendwann. Dann würde er Licht in die Vorgänge bringen, die sein Leben zerstört hatten...

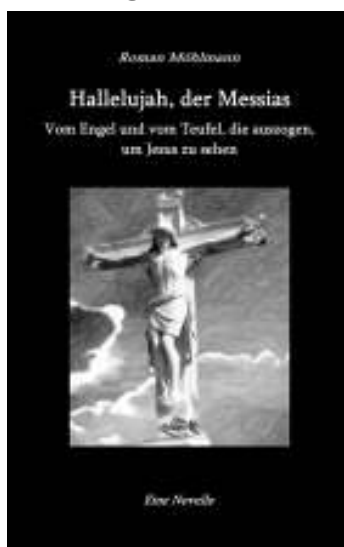
Nun... irgendwie würde es schon weitergehen.

Einige Reihen hinter Steiger bestellte eine Frau bei einer Stewardess einen Sekt. In der Tasche der Frau ruhte ein roter Mantel.

*Ende...*

*...Die Teile 1, 2, 3 & 4 der Geschichte sind in den vorherigen Ausgaben der „TALiteratur“ nachzulesen!*

+++ Anzeige +++



Roman Möhlmann

**„Hallelujah, der Messias. Vom Engel und vom Teufel, die auszogen, um Jesus zu sehen“**

*In Bethlehem wird ein Kind geboren, das heranwächst als der Heiland der Welt und sich als solcher schließlich für die Menschen opfert. Ein solches Ereignis ruft Engel und Teufel gleichermaßen auf den Plan – und so treffen in Galiläa der Erzengel Gabriel und der Teufel Mephisto zusammen, um das Leben jenes Messias zu beobachten. Während Jesus von Nazareth lebt und wirkt, folgen ihm der Erzengel und der Höllenfürst – und ihre Gedanken und Fragen stellen sich oftmals als nur allzu menschlich heraus...*

Eine Novelle.

ISBN: 978-3833490057

68 Seiten, mit s/w-Illustrationen

6,50 €

*Viktor Reier*

## Puppentheater

Die Glieder lasch am Marionettenkreuz  
aufgehängt  
Dolmetscher ihrer Befehle  
rechtes Bein in die Luft gestreckt  
die linke Handfläche ans Knie  
tänzelnd die Hüften zur Seite geschwungen  
die rechte Hand zum Hitlergruß  
monotone Ausdruckslosigkeit zum Grinsen verzerrt  
die Lippenmuschel öffnend  
Demokratie, Meinungsfreiheit und Toleranz  
in die Mundhöhle gestopft  
Gesellschaft  
schreib mir wie ich denken soll  
flüster mir wen ich schreien kann  
befiehl mir was ich hassen will  
sag mir was ich sagen muss.

## Wortbonbon

Umschauen nach Sackgassen  
lichtfeindlichem Mauerschatten  
uringefärbten Eckenwinkeln  
Kein Menschenatem klaubt hier  
glasierte Wortbonbons  
aus ihren Gedankenfluren  
die märchensüß zwinkern  
doch schmecken  
nach verkrustetem Kot  
Reiße mich selber ein  
implodiere zu einem  
unauffindbaren Anhaltspunkt  
der mich verschollen lässt  
in dem Tagtraum  
den ich niemals verschlafe.

Vita:  
Viktor Reier wurde 1990 in Kirgistan, Bishkek geboren. Er flüchtete vor der kirgisischen Verfolgung von Russen und emigrierte 1994 nach Deutschland, wo er bis 1996 in einem Übergangslager in Zorbig, Sachsen-Anhalt lebte. 1996 zog er nach Bremen um. 2005 unternahm er erste Schreibversuche, 2007 trug er Gedichte im Bremer Rathaus vor. 2008 veröffentlichte er erstmals in einer Anthologie, zudem wirkte er mit beim Projekt „Szenische Lyrik“ in Zusammenarbeit mit Achmad Al-Khatib.

## Jugend

Kupferrote Sommerdämmerung tropft ihren  
Vorhang  
über das weißrussische Himmelsfenster ab  
Der Tag stirbt  
Ich applaudiere innerlich  
Kreiselnde Augenkuppeln skizzieren  
das Unausprechliche  
in die algengrüne Seeseichte  
Ich vergrabe meine Augen  
im Erdbeerglanz deines Lippenbogens  
Gekurvte Abendwinde kämmen die  
Müdigkeit aus  
unseren trägen Lidern  
Ich reime mein Schicksal auf deinen Namen  
Dein Scheitelblond versinkt behaglich  
in meine zartwarmen Armstützen  
Mein Mund malt dir einen Kuss auf die Stirn  
Du und ich, muss man zusammenfassen  
die Summe wunschwärts laufen lassen  
Das Dort so nah, das Hier zu weit  
verschweigen wir die Welt  
in der Unendlichkeit.

## Die Krise des Homo Oeconomicus

von Pascal Hugo

Über Ursache und Folgen der weltweiten Finanzkrise haben in den vergangenen Monaten alle möglichen „Experten“ ihren Senf hinzu gegeben. Manager wurden gescholten, der Niedergang des Kapitalismus wurde ausgerufen, neue Regeln und Regularien gefordert und bei alledem wurde natürlich nicht mit historischen Vergleichen und Superlativen geheizt. Dabei ist die Finanzkrise nur oberflächlich eine Krise des Finanzsystems; sie ist in erster Linie eine Krise des vorherrschenden Menschenbildes in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik.

In der Schule war alles noch ganz einfach. In den Lehrbüchern des Grundkurses Sozialwissenschaften der Oberstufe glich Karl Marx einem üblen Sith-Lord aus dem Star Wars-Universum, während Adam Smith als ein erleuchteter Heilsbringer und Speerspitze einer den Menschen von der Knechtschaft des Staates befreienden liberalen Bewegung gehuldigt wurde. Dass diese Lehrbücher vom Bundesverband deutscher Banken gesponsort wurden, also der politischen Vereinigung gerade jener Akteure der Kreditwirtschaft, denen der so verunglimpft Staat nun mit Milliardenzuschüssen unter die Arme greifen muss, entbehrt nicht einer gewissen Skurrilität.

Die Idee des alten Smith war so einfach wie genial. Menschen, die aus purem Eigennutz handeln und den eigenen Nutzen maximieren wollen, maximieren damit zugleich auch den Nutzen der Gesellschaft. Es bedürfe deshalb keinen das Wirtschaftsgeschehen steuernden Staat, sondern der Markt reguliere sich selbst und werde über die Koppelung individueller und kollektiver Nutzenmaximierung die Wohlfahrt aller erhöhen. Das Ganze geschieht wie durch Zauber, durch eine unsichtbare Hand; die Rolle des Staates reduziert sich auf die Bereitstellung öffentlicher Güter, wie Rechtssicherheit sowie innere und äußere Sicherheit.

Obwohl namhafte Wissenschaftler die Theorie Smith' als Unsinn entlarvt haben, allen voran die Nobelpreisträger Ronald Coase und John Nash, wird von neoliberalen Denkern und Monetaristen an ihrem Kern bis heute festgehalten. Ihr Charme besteht heute weniger in ihrem wissenschaftlichem Gehalt, als vielmehr in ihrer Fähigkeit, sie politisch kommunizieren und mit beeindruckenden mathematischen Formeln untermauern zu können. Der Kern der Theorie ist im Gegensatz zu alternativen Angeboten einfach zu verstehen (wer musste nicht schon einmal lästige Formulare für irgendeine Behörde ausfüllen?) und die mathematische Überhöhung gibt ihr das Image wissenschaftlicher Unnahbarkeit. Wer würde schon einer wissenschaftlichen Abhandlung widersprechen, deren Aussagen mit meterlangen Formeln bewiesen wurden? So wird die neoliberale Wirtschaftstheorie zu einer politischen Waffe, mit der sich die Partikularinteressen einzelner wissenschaftlich als gemeinwohlförderlich „beweisen“ lassen.

Die Achillesferse der Theorie ist ihr Menschenbild. Menschen wissen in ihr alles, sie verstehen alles, sie verfügen über vollständige Information über die Folgen ihres Handelns und wissen zudem, wie sich ihre Mitmenschen verhalten werden. Aufgrund ihrer vollständigen Information über alles und nichts treffen sie selbst unter höchstem Zeitdruck perfekt-rationale Entscheidungen, die ihren Nutzen in allen Lebenslagen maximieren. Nutzenmaximierung ist in dieser Vorstellung das handlungsleitende Theorem jeder menschlichen Interaktion: Den Nutzen zu maximieren und die Kosten zu minimieren, das ist das Ziel jeglicher menschlichen Existenz auf diesem Planeten.

Menschen ticken so nicht. Ihre Informationsbasis ist immer unvollständig, sie sind sich unsicher über die Folgen ihres Tuns, sie haben Ängste. Das menschliche Gehirn funktioniert nicht rational, sondern assoziativ, das heißt, das Gehirn glaubt in einer bestimmten Situation Parallelen zu einer bereits erlebten und abgespeicherten Situation erkennen zu können und reagiert auf die gegebene Situation je nach dem, ob die einmal angewendete Problemlösungsstrategie in der bekannten und bereits da gewesenen Situation von Erfolg gekrönt war oder nicht, entsprechend wieder in der sich neu stellenden Situation. Erfahrung nennt man das. Ob die neue Situation wirklich der alten ähnelt, oder ob das Gehirn nur eine Ähnlichkeit konstruiert, entscheidet maßgeblich darüber, ob Problem unter der Voraussetzung unvollständiger Information und mitunter hohem Zeitdruck tatsächlich gelöst wird, oder ob der Mensch Opfer seiner eigenen Interpretation von Wirklichkeit wird.

Menschen mit mehr Erfahrung haben deshalb häufig ein differenzierteres Weltbild und treffen in unsicheren Situationen in der Regel bessere Entscheidungen, als Menschen mit wenig Erfahrung. Eine vom Jugendwahn geprägte Welt sollte daher vielleicht an eine Jahrtausende alte Tradition der Menschheit anknüpfen. Den Rat der Alten und Weisen einholen, anstatt sie mit Tabletten voll zu pumpen und ins Altersheim abzuschieben.

Aber auch unter günstigsten Bedingungen können Entscheidungen niemals jene perfekte Rationalität erreichen, wie sie die Ökonomen in ihren mathematisierten Modellen unterstellen. Ihr rationaler Gehalt bleibt begrenzt, zumal Rationalität eine Frage des Zeitgeistes ist. Wann was als rational angesehen wird, ist mitunter kleinster gemeinsamer Nenner einer Gesellschaft. In den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts galt nach den Erfahrungen der Weltwirtschaftskrise Autarkie als wirtschaftspolitisch erstrebenswerter Zustand. Die Nationalsozialisten waren deshalb, auch wenn wir es heute nicht gerne hören, mit ihrem Streben nach einem autarken Großreich und genügend „Lebensraum“ für die „Volksgemeinschaft“ diskursgeschichtlich auf der Höhe der Zeit. Was heute absurd, abenteuerlich und weltfremd klingt, war damals, vor dem Hintergrund der katastrophalen Erfahrungen der Weltwirtschaftskrise, die sich aufgrund der internationalen Vernetzung wie ein Lauffeuer ausbreitete, durchaus rational. Auch heute, nach den Dominoeffekten der weltweiten Finanzkrise, ist nicht ausgeschlossen, dass mehr Autarkie und nicht mehr Globalisierung zu einem erstrebenswerten „rationalen“ Ziel im politischen Diskurs wird.

Wenn es also Rationalität nicht wirklich gibt, Menschen so gut wie immer unter unvollständigen Informationen Entscheidungen treffen müssen, sie mitunter von Angst bestimmt und von Rationalitätsfiktionen geleitet werden, dann muss ein Gesellschaftssystem, das in seiner grundsätzlichen Annahme vom Wesen des Menschen schon falsch liegt, in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen von Krisen heimgesucht werden. Einst warf man dem Marxismus vor, von einem weltfremden Menschenbild auszugehen. Allein deswegen sei er zum Scheitern verurteilt. Auch der westlichen Welt kann man ein falsches Menschenbild vorwerfen. Der Unterschied ist jedoch, dass unsere Welt weniger dogmatisch auf das derzeitige Menschenbild angewiesen ist. Wir sind dynamischer, flexibler und zur Selbstreflexion fähig. Zurzeit wird in allen Medien über ein neues Verhältnis von Markt und Staat breit diskutiert.

Auch in der Wissenschaft vollzieht sich ein Paradigmenwechsel. „Human Economy“ - frei übersetzt die „Ökonomie des Menschen“ – will die Wirtschaftswissenschaften vom Homo Oeconomicus befreien, jenem perfekt-rationalen Nutzenmaximierer also, auf dem so viele Modelle aufbauen. Ihre Anhänger gehen vom nicht-perfekten, mitunter irrational handelnden Menschen aus. Sie beziehen sozialwissenschaftliche, psychologische und medizinische Erkenntnisse, insbesondere der Neurologie und der Hirnforschung, in ihre Modelle mit ein. Dieser Wissenschaftszweig steht noch am Anfang, aber seine Erkenntnisse sind bereits heute interessant. Aus der Hirnforschung wissen wir beispielsweise, dass sozialverträgliches Handeln, also „anderen etwas Gutes tun“, vom Gehirn mit der Ausschüttung von Endorphinen, also Glückshormonen, „belohnt“ wird. Es macht den Menschen also glücklich, andere Menschen glücklich zu machen. Diese neurologische Steuerung sollte den Menschen zu einem sozialen Verhalten bewegen, weil in einer grundsätzlich feindlichen Umwelt das Überleben der Art von der Kooperation der Individuen abhing. Nicht Wettbewerb, sondern die Fähigkeit zur Kooperation hat den Menschen zur erfolgreichsten Art der Evolution werden lassen.

Die gesellschaftspolitische Konsequenz daraus könnte sein, dass eines der neoliberalen Dogmen, Wettbewerb fördere Innovation, Effizienz und Effektivität gesellschaftlicher Systeme, gar nicht stimmt, weil die individuelle Nutzenmaximierung auf Kosten anderer vom Gehirn mit der „Weigerung“, Glückshormone auszuschütten, „bestraft“ wird. Die Folge wären psychische Erkrankungen wie Depressionen oder der Konsum von Drogen als „Ersatz“. Unglückliche Menschen sind nicht innovativ, effizient und effektiv.

Natürlich müssen wir neue Regeln für den Finanzsektor definieren. Natürlich müssen wir zu einem neuen Verhältnis von Markt und Staat kommen. Aber wir müssen auch, und vielleicht vor allem anderen, neu über uns selbst nachdenken. Kindern und Heranwachsenden nicht mehr das Märchen von der unsichtbaren Hand zu erzählen, wäre schon ein Anfang.

## Worte zum Quartal

Seit Jahren gibt es diese Zeiten, in denen ich abends so durch die verschiedenen überbezahlten Programme schalte – egal, ob GEZ- oder kabelfinanziert – und die Fernbedienung in die Mattheibe werfen möchte angesichts des hanebüchernen Schrotts, den die meisten Sender glauben, uns zumuten zu können. Dennoch gibt es einige Lichtblicke außer den nächtlichen Terra-X-Dokus auf den öffentlich-rechtlichen Digitalsendern. Peter Hahne, Michel Friedman und Helge Schneider als ungleiche und sich doch ergänzende Talkgäste beim braven allabendlichen JB Kerner haben mich vor einigen Wochen zum Beispiel positiv überrascht: Bodenständige, hilfreiche, intellektuell versierte wie glaubwürdige Worte zur Lage der Nation von Hahne und Friedman, aufgepeppt durch einige Kommentare des „kleinen Mannes“ via Schneider – das passte mal und lieferte eine angenehme Alternative zu den Kommentaren mancher an Realitätsverlust leidenden Politiker der heutigen Tage.

Marcel Reich-Ranicki ist eben so ein positiver Fall: Der Mann mag nicht den ultimativen Einblick in den Dschungel der Fernsehindustrie haben, doch seine Statements zur peinlichen Niveaulosigkeit so mancher Beiträge war überfällig und korrekt – und leider vielleicht nicht einmal aufrüttelnd genug.

Über Ypsilanti und Konsorten – nicht nur im TV – möchte ich mich gar nicht weiter aufregen, und über die gänzlich taten- und profillos verharrende Frau Merkel noch weniger.

Finanz- und Bankenkrise, Wahlkämpfe, Klimafragen, Energiepreise, internationale Sicherheit... viel war los in den letzten Monaten, viel wird los sein in den nächsten. Und es wird sich zeigen, ob ein gewisser Herr Obama ein Heiland oder ein Blender ist – oder zumindest etwas dazwischen. Zu manchen personellen Entscheidungen kann und sollte man ihn jedenfalls beglückwünschen – wie schön, dass nicht alles Partei- und Lobby-gesteuert sein muss!

Wir werden sehen, was das kommende Jahr bringt – im Entertainment wie in Politik und Gesellschaft!

Wünschen wir jedenfalls alles Gute!

*Roman Möhlmann*

## Vorschau

... die nächste Ausgabe unseres Magazins **TALiteratur** erscheint im dritten Quartal 2008 – unter anderem mit diesen Inhalten:

- Neuigkeiten aus **Kunst** und **Kultur** im Bergischen Land
- Informatives aus den Bereichen **Film**, **Entertainment** und **Literatur**
- **Gedichte** und **Kurzgeschichten**, inklusive der Fortsetzung von „Der Aurora Befehl“

## Dabei sein: Texte, Anzeigen und Leserbriefe

### Sie möchten eine Kurzgeschichte oder ein Gedicht im Magazin **TALiteratur** veröffentlichen?

TALiteratur versteht sich als Magazin für Literatur und Kultur aus dem Bergischen Land. Interessierten Autoren, Nachwuchs-Schriftstellern und Hobby-Schreibern möchten wir grundsätzlich die Möglichkeit einer Veröffentlichung von Kurzgeschichten und Gedichten anbieten. Gerne prüfen wir Ihre Vorschläge und Einsendungen, die Sie bitte als Word-Dokument an [beitrag@taliteratur.de](mailto:beitrag@taliteratur.de) oder postalisch an die unten genannte Redaktionsadresse senden (eingesandte Manuskripte können leider nicht zurückgeschickt werden). Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

### Sie möchten eine Anzeige im Magazin **TALiteratur** schalten?

Bitte setzen Sie sich über die E-Mail-Adresse [anzeigen@taliteratur.de](mailto:anzeigen@taliteratur.de) mit uns in Verbindung, wir kommen dann schnellstmöglich auf Sie zu und besprechen alles weitere!

### Sie möchten einen Leserbrief schreiben?

Dann ist [leserbrief@taliteratur.de](mailto:leserbrief@taliteratur.de) ist die richtige Adresse!

## Impressum

### **TALiteratur**

erscheint 4x jährlich bei

Roman Möhlmann, TALiteratur  
Heckinghauser Str. 43  
42289 Wuppertal  
Telefon +49 (0) 202 281 93 94  
E-Mail: [info@taliteratur.de](mailto:info@taliteratur.de)  
[www.taliteratur.de](http://www.taliteratur.de)

Herausgeber & Chefredakteur:  
Roman Möhlmann

Redaktion:  
Myriam Konrad  
Pascal Hugo

ISSN 1865-1143

Alle Rechte der veröffentlichten Kurzgeschichten und Gedichte bleiben bei den jeweiligen Autoren.

### Rechtliche Hinweise:

**TALiteratur** ist eine periodisch erscheinende, kostenlose Publikation und geistiges Eigentum der Redaktion.

Bei direkten oder indirekten Verweisen auf fremde Webseiten, sog. „Hyperlinks“, die außerhalb des Verantwortungsbereiches der Herausgeber liegen, würde eine Haftungsverpflichtung nur dann in Kraft treten, wenn die Herausgeber von den Inhalten Kenntnis hätten und es ihnen technisch möglich und zumutbar wäre, die Nutzung im Falle rechtswidriger Inhalte zu verhindern. Die Herausgeber erklären hiermit ausdrücklich, dass zum Zeitpunkt der Linksetzung keine illegalen Inhalte auf den zu verlinkenden Seiten erkennbar waren. Auf die aktuelle und zukünftige Gestaltung, die Inhalte oder die Urheberschaft der verlinkten oder verknüpften Seiten haben die Herausgeber keinerlei Einfluss. Daher distanzieren sie sich hiermit ausdrücklich von allen Inhalten aller verlinkten oder verknüpften Seiten, die nach der Linksetzung verändert wurden. Diese Feststellung gilt für alle innerhalb der Publikation gesetzten Links und Verweise. Für illegale, fehlerhafte oder unvollständige Inhalte sowie insbesondere für Schäden, die aus der Nutzung oder Nichtnutzung solcher dargebotener Informationen entstehen, haftet allein der Anbieter der Seite, auf welche verwiesen wurde, nicht derjenige, der über Links auf die jeweilige Veröffentlichung lediglich verweist.

Gemäß Paragraph 28 Abs. 3 Bundesdatenschutzgesetz wird hiermit die Verwendung von persönlichen Daten dieses Magazins zu Werbezwecken sowie zur Markt- und Meinungsforschung ausdrücklich untersagt. Beachten Sie bitte auch die Hinweise auf unserer Website.